

solche Darstellungsform der Publikation mögen verlagsinterne bzw. drucktechnische Gründe vorliegen, die der Autor nicht zu verantworten hat, die jedoch den Lesefluss durch oftmaliges Nachschlagen nicht unerheblich beeinträchtigen. Das außergewöhnlich große Lexikon-Oktav-Format des Bandes und der zwispaltige Satz hätten gewiss eine anschaulichere bzw. direktere Inbezugsetzung von Text und Abbildungen ermöglicht.

Es ist kaum zu übersehen, dass Norbert Aleweld mit diesem *Opus magnum* eine umfassende Bilanz seiner kaum zu hinterfragenden Expertise vorzulegen beabsichtigte, die er in überaus zahlreichen bauhistorischen Untersuchungen zum westfälischen Sakralbau über mehrere Jahrzehnte bereits unter Beweis gestellt hat. Mit 19 Titeln ist Aleweld selbst der in seiner Bibliographie meistzitierte Autor, auf den auch Peter Vormweg in dem 2013 erschienenen und thematisch eng verwandten Band „Die Neugotik im westfälischen Kirchenbau“ [vgl. Rezension in: *JWKG* 110 (2014), S. 342-344] als architekturhistorische Autorität mehrfach zurückgegriffen hat. Tatsächlich konkurrieren beide Veröffentlichungen nicht unerheblich miteinander, da sie neben thematischen Übereinstimmungen auch weite Bereiche der betrachteten Zeiträume und eine ansehnliche Zahl der untersuchten Sakralbauten gemeinsam abdecken. Auch in struktureller Hinsicht führt die thematische Nähe zu Ähnlichkeiten in der Darstellung – beide Publikationen stellen nicht nur „Kataloge“ neugotischer Sakralbauten zusammen, sondern sind auch bestrebt, einen Abriss der mit diesen Bauten verknüpften Biographien der Architekten und Baumeister zu geben. Wenn auch solche Affinitäten einen wertenden Vergleich der beiden Untersuchungen zur Neugotik in Westfalen nahelegen könnten, so sei hier abschließend festgestellt, dass weder ihre individuellen Vorzüge noch ihre jeweiligen Grenzen eine Empfehlung für die eine oder andere Publikation gerechtfertigt erscheinen lassen. So kommt beiden Autoren gleichermaßen das Verdienst zu, mit ihren stilgeschichtlichen Untersuchungen für die Region Westfalen die bislang verstreuten Zeugnisse und Quellen einer kohärenten und differenzierten Sichtung und Darstellung zugeführt zu haben.

Helmut Schütz

*Fritz Achelpöhler, Mädchen. Schule. Zeitgeschichte. Eine Zeitreise mit Bielefelder Schülerinnen in die Jahre 1828 bis 1996*, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2014, geb. 270 S., zahlr. Abb.

Erscheint ein Buch, das weit mehr als eine reine Schulgeschichte ist, innerhalb kurzer Zeit in einer zweiten Auflage, so erfreut das sicherlich den Verlag. Viel mehr aber erleichtert es die Aufgabe des Rezensenten, der sich nun nicht um die ohnehin wenigen Korrigenda kümmern muss, sondern sich den Ergebnissen des Werkes widmen kann.

Das Bielefelder „Gymnasium am Waldhof“ blickt mit seinen Vorgängereinrichtungen auf eine Geschichte seit 1828 zurück und zeugt als erste private höhere Mädchenschule vom Bildungswillen und Selbstbewusstsein des

aufstrebenden Bürgertums der Leinenstadt. Viermal wechselte diese Schule (bislang) ihren Namen: Aus der Vereins-Töcherschule wurde durch eine obrigkeitlich forcierte Kommunalisierung 1858 die „Städtische Höhere Mädchenschule“. Seit 1904 als „Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule“ bezeichnet, blieb der Name unter Verlust des Attributs „Kaiserin“ auch nach 1923 bestehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zu Ehren ihres früheren Lehrers und Naturwissenschaftlers Prof. Dr. Bernhard Bavink auf Initiative des sozialdemokratischen Landrates und großen Europäers Artur Ladebeck umbenannt. Lokalpolitische und zeitgeschichtliche Auseinandersetzungen um Bavinks Positionen in der Eugenikdebatte der 1930er und 1940er Jahre führten 1996 zur vorläufig letzten Umbenennung.

Fritz Achelpöhler war von 1988 bis 2001 Rektor der Schule und in dieser Funktion wie auch als Kommunalpolitiker aktiv in der damaligen Debatte, die sich über fünf Jahre hinzog. Vereinzelt leuchtet noch die Heftigkeit der Auseinandersetzung durch: „Ein Hochschullehrer versuchte sich in der Rolle als Angehöriger der politischen Polizei“ (S. 114) – so charakterisiert der Autor einen damaligen Parteifreund. Achelpöhler vermag es aber, die zeitgeschichtlichen Diskussionen *sine ira et studio* nachzuzeichnen und zu werten. Wie gelingt ihm das? Durch sorgfältiges Quellenstudium (vom Stadt- und Landeskirchenarchiv Bielefeld über die Staatsarchive in Münster und Detmold bis hin nach Berlin) und durch stringente Argumentation. Die Schulgeschichte ist als „Zeitreise“ konzipiert, jedoch ist es keine lineare Reise, sondern die einzelnen Kapitel sind je für sich kleine und interessante „Ausflüge“. Sie behandeln unter anderem das Schicksal der jüdischen Schülerinnen, die Stellung der Einrichtung in der Bielefelder Schullandschaft, Schule und Berufsalltag. Durch alle Einzelschilderungen hindurch zieht sich aber Achelpöhlers aufklärerischer Ansatz, zeithistorische Erkenntnis mit politischer Bildung zu verbinden. Er weiß sich dabei Bernd Hey verpflichtet, und der Bezug zu anderen Bielefelder Historikern wie Hans-Ulrich Wehler, Peter Lundgreen und Hans Walter Schmuhl sorgt dafür, dass die Darstellungen kompetent mit der deutschen Gesellschaftsgeschichte, der allgemeinen Schulgeschichte sowie der Eugenikdebatte verbunden sind.

Von besonderem Interesse sind Achelpöhlers Forschungen zu Konfessionalität und Konfessionalismus. Was er in früheren Bänden dieses Jahrbuches [JWKG 101 (2005), S. 227-284, und JWKG 105 (2009), S. 225-288] begonnen hat, findet nun eine Fortführung: Die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Aufklärung und Pietismus, zwischen Konstitutionalismus und Konservatismus im Minden-Ravensbergischen wurden gerade auch auf dem Feld der Schulpolitik ausgefochten: Ob eine Lehrkraft nicht nur fachlich und pädagogisch geeignet, sondern auch persönlich fromm genug sei? Wie man einen in den Schulvorstand gewählten jüdischen Arzt herausintrigieren konnte? Wenn Mitte des 19. Jahrhunderts in Bielefeld um die geistig-moralische Vorherrschaft gerungen wurde, schreckten Vertreter des lutherischen Konfessionalismus und Christlich-Konservative auch nicht vor der Skandalisierung eines harmlosen französischen Theaterstücks zurück, das die Schülerinnen aufführten. Wer der analytischen Schilderung dieser Ereignisse folgt, lernt einiges über die Techniken der Skandalisierung, wie sie auch noch heu-

te funktionieren. Der Autor bündelt die zahlreichen Konflikte in seiner These: „Staatliche und kirchliche Verwaltung verschärften den Gegensatz zwischen lutherischen und pietistisch-lutherischen Protestanten, um sich politischen Einfluss durch die konservative, später neukonservative Partei zu sichern.“ (S. 217). Gäbe es dazu vom Autor in Zukunft noch weitere lokal- und regionalgeschichtliche Studien, der Rezensent würde sie noch heute subscribieren.

Ingo Stucke

*Michael Häusler/Jürgen Kampmann (Hgg.), Protestantismus in Preußen, Lebensbilder aus seiner Geschichte, Bd. 3: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hansisches Druck- und Verlagshaus, Frankfurt (Main) 2013, brosch., 366 S.*

Vorliegender Band vereinigt – abgesehen vom Vorwort des erstgenannten Herausgebers – dreizehn Kurzbiographien aus der Feder unterschiedlicher Autoren. Er ist Teil eines fünfbändigen Werkes, welches vom Arbeitskreis für kirchengeschichtliche Forschung der EKU-Stiftung in Auftrag gegeben und ediert wurde. Die Mitarbeiter dieses Gremiums, zu denen auch die beiden Herausgeber gehören, sind im Vorwort genannt.

Über die bereits erschienenen Bände erfährt der Leser nichts; sie seien also an dieser Stelle kurz erwähnt. Im Jahr 2009 erschienen: Vom 17. Jahrhundert bis zum Unionsaufruf 1817 (Bd. I); Vom Unionsaufruf 1817 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Bd. II); Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart (Bd. V). Im folgenden Jahr wurde vom Verlag (edition chrismon) der vierte Band mit dem Titel „Vom 1. Weltkrieg bis zur deutschen Teilung“ vorgelegt.

Häuslers Einleitung zu Bd. III skizziert die theologischen und politischen Zeitumstände der Epoche unter den Stichworten I. Kirchenverfassung, II. Theologie und Kirchenparteien, III. Religion und Kultur, IV. Frömmigkeit und Gemeinschaftsbewegung, V. Verbandsprotestantismus und VI. Entkirchlichung. Gewissermaßen beiläufig werden in den jeweiligen Zusammenhängen die dreizehn im Folgenden dargestellten Persönlichkeiten erwähnt.

Im Einzelnen handelt es sich um: Moritz August von Bethmann Hollweg (1795–1877), dargestellt von Jochen-Christoph Kaiser; Friedrich Wilhelm Krummacher (1796–1868), von Christian Peters; Karl Büchsel (1803–1889), von Michael Häusler; Emil Herrmann (1812–1885), von Bernd-Christian Schneider †; Theodor Fontane (1819–1898), von Wilhelm Hüffmeier; Friedrich von Bodelschwingh der Ältere (1831–1910), von Matthias Benad; Adolf Stoecker (1835–1909), von Traugott Jähnichen; Martin Kähler (1835–1912), von Michael Korthaus; Ernst Hermann von Dryander (1843–1922), von Bernd Andresen; Adolf von Harnack (1851–1930), von Wolf Krötke; Kaiserin Auguste Victoria (1858–1921), von Erik Lommatzsch; Friedrich Naumann (1860–1919), von Ursula Krey; Eva von Tiele-Winckler (1866–1930), von Ute Gause.

Über die Kriterien, nach denen sie als Repräsentanten des preußischen Protestantismus ausgewählt wurden, erfährt der Leser nichts. Geistige Inno-